

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 41

Artikel: Hochzeitstag
Autor: Wechsberg, Joseph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hochzeitstag

Von Joseph Wechsberg

Das Verkehrslicht an der Ecke der 59. Straße sprang auf rot um, und der New-Yorker Schutzmännchen hob warnend zwei Finger der linken Hand. Florence mußte so stark bremsen, daß sie fast nach vorn geworfen wurde. Einen Augenblick schloß sie die Augen und lehnte sich zurück. Aus dem kleinen Radioapparat im Auto kam der laute, scharfe Rhythmus eines Tanzes. Und plötzlich kam es Florence zum Bewußtsein, daß es ihr Hochzeitstag war.

Damals ist sie auch im Auto gesessen, und ein paar Sekunden sind sie an einer Wegkreuzung stehengeblieben, und eine Männerstimme hat gesungen. Sie weiß es ganz genau. Aber sie ist nicht am Volant gesessen. Vater hat chauffiert, und sie war hinten und Jimmy neben ihr, und er hat ihre Hand gehalten, er hat keine Sekunde ihre Hand losgelassen. Die Männerstimme hat Ol Man-River gesungen. Schwermütig und leise, und irgendwie war es doch lustiger damals an ihrem ersten Hochzeitstag als heute, wo sie die Rhythmen des Orchesters fast in den Füßen spürt. Es war eben der erste Hochzeitstag, damals in dem kleinen Ort in Kentucky. Man heiratet nur einmal zum erstenmal.

Die Musik vor ihr riß ab, wie weggehört war der synkopierte Lärm. Und in die Stille hörte sie eine erregte, atemlose Stimme.

«Wir unterbrechen unser Mittagskonzert. Soeben kommt die Nachricht, daß der schwedische Dampfer »Malmö« auf der Fahrt von New York nach Stockholm unweit der irischen Küste auf eine Mine geraten ist. Die »Malmö« hat siebenunddreißig amerikanische Passagiere an Bord. Die Explosion wurde von der Küste mitangesehen. Zwei Patrolboote und ein Fischerdampfer sind auf dem Wege zur Unglücksstätte. Nähere Einzelheiten fehlen noch...»

Die Musik hat wieder eingesetzt, scharf und zuckend. Florence hört plötzlich das wütende Hupen der Autos hinter ihr. Der Schutzmännchen schaut fragend auf sie. Das Licht ist längst grün. Mit einem Ruck gab sie Gas, instinktiv fuhr sie die 5. Avenue herauf, aber die Gesichter der Häuser und Straßen glitten wie in einem Nebel vorbei.

Die »Malmö« geht unter! Und Jimmy ist auf der »Malmö«! Vielleicht hat er sich an ein Rettungsboot geklammert. Vielleicht ist er bewußtlos im Wasser... Vielleicht...

Rotes Licht. Und wieder. Himmel, wie lange es dauert! Vielleicht hat die Explosion viele Menschen getötet. Man liest es immer in der Zeitung...

Bob war schon oben und ging ungeduldig vor dem Fenster auf und ab, als sie ins Zimmer kam. Seine Stimme klang leicht verärgert.

«Ich dachte schon, daß du vergessen hast, daß wir heiraten fahren müssen, Liebste. Es ist halb zwei.»

Sie starrte ihn an, mit großen weiten Augen. «Bob, hast du gehört?»

Er blickte sie verständnislos an, und sie ließ ihn stehen und lief zum Radio.

«... und das amerikanische Konsulat in Cobh, Irland, wird in ganz kurzer Zeit nähere Einzelheiten wissen...» Die Stimme brach ab.

Er trat hinter sie, berührte ihren Arm. «Du meinst das Unglück — die »Malmö«? fragte er.

Sie starrte ihn an wie geistesabwesend. «Ja... natürlich... du weißt doch, daß Jimmy an Bord ist...»

«Und? ...»

«Aber, Bob. Schließlich ist Jimmy doch mein erster Mann gewesen. Und jetzt ist er vielleicht —»

«Unsinn. Wie immer — alles Uebertreibung. Zum Schluß stellt es sich immer heraus, daß ein Dutzend getötet sind und alle anderen mit heiler Haut davonkommen.»

«Ein Dutzend?» Ihre Augen waren aufgerissen.

Er machte eine ungeduldige Bewegung. «Liebling, man möchte glauben, daß du Jimmy heiraten sollst und nicht mich. Es wird alles gut werden. Können wir also gehen?»

«Nein!» Es war mehr ein Aufschrei als ein gesprochenes Wort. Sie schüttelte den Kopf in Verzweiflung. «Oh, Bob, ich kann jetzt nicht. Laß mich ein paar Minuten. Es ist alles so schrecklich. Gerade heute, wenn wir —»

«Du hast seit zwei Monaten gewußt, daß wir heiraten werden, Florence. Und ich verstehe nicht, wieso —»

«Oh, du kannst es nicht verstehen, Bob. Nein, bitte, laß mich ein paar Minuten allein. Ich muß nachdenken.»

Er zuckte die Schultern. «Wie du willst. Ich werde in meiner Wohnung sein. Ich fürchte nur, es wird spät. Ruf mich eben an, wenn ich dich holen soll.»

«Ja, Bob. Ich werde dir telefonieren.»

Die Türe fiel zu, dann die zweite Tür draußen, und sie sank in den Sessel und bedeckte die Augen mit der Hand. Bob hatte recht. Sie hat seit Monaten gewußt, daß sie heiraten werden, es war alles genau besprochen. Es ist verrückt von ihr, jetzt wegen Jimmy —

Jimmy! Er hat fest ihre Hand gehalten, damals unten in Kentucky, während der Priester redete und las. Die

Leute hinten haben leise gelacht. Jimmy hat Angst, daß seine Braut ihm wegläuft, deshalb hält er sie fest.

Er war immer so. Er war mit ihr, keinen Tag hat er sie allein gelassen. Wenn sie auf drei Tage zum Vater fuhr, feierten sie Abschied, als wenn sie auf eine Weltreise ginge.

Erst dann später, in New York, ist es anders geworden. Als Jimmy den Posten beim »Herald« bekam. Er war so glücklich gewesen, als er nach Hause kam. «Liebling, es ist unsere Chance. Bedenk, beim Herald! Einmal schicken sie mich dann vielleicht nach China oder hinüber nach Europa oder auf den Nordpol. Himmel!»

Er hat sie in die Arme genommen und ist mit ihr durch die zwei winzigen Zimmer getanzt, und zum Schluß hat er sie in der kleinen Küche herumgedreht, daß sie Angst gehabt hat, die wenigen Stücke Geschirr werden zerbrochen. Aber irgendwo hatte sie sich nicht glücklich gefühlt innerlich. Irgendwo saß eine unerklärliche, leise Angst.

Und dann ist sie immer mehr und mehr allein gewesen. Jimmy muß abends fort und kommt spät nachts heim, und wenn er vormittags aufsteht, ist der halbe Tag um. Eine Zeit hat sie versucht, seine Stunden mit ihm zu leben. Aber es war unmöglich. Und nie war er abends zu Hause, und die Abende sind so furchtbar einsam unter den vielen Menschen, und mitten in einer Kinovorstellung, wenn sie allein hinten saß, kamen die Tränen, und die Leute sahen sie erstaut an.

Jimmy hat es gemerkt. Jimmy hat immer alles gemerkt, und seine Augen waren dunkler und ernster. «Liebling, ich weiß, dir ist bange, aber ich — ich kann es doch nicht aufgeben jetzt, und einmal wird es besser sein und ich werde wieder mehr Zeit haben für dich.»

«Ja — einmal... Das sagst du schon seit Monaten... Nein, laß mich, Jimmy. Ich bin müde — müde, immer allein zu sein...»

Rund ums Theater

Von Renate Hertenstein

Die Histörchen und Anekdoten über und um das Theater und seine Interpreten, die Schauspieler, beginnen schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt. Gegen diese Chronique scandaleuse haben die wenigsten Schauspieler etwas einzuwenden, und sie haben recht, denn: «Besser man spricht schlecht von mir, als man spricht gar nicht», heißt das Sprichwort. Der erste Theaterkandal stammt aus vorchristlicher Zeit und wurde entfesselt von einem Kollegen des Demosthenes, der ihn auf offener Bühne ohrfeigte wegen einer Meinungsverschiedenheit über die Rollenauffassung. Einige Jahrhunderte später hat einmal ein Darsteller des Geistes im »Hamlet« der Schildwache eine Ohrfeige gegeben, und als er dann vom Direktor zur Rede gestellt wurde, geantwortet: «Na, also, dann reklamieren Sie nicht, mein Geist kann nicht nur reden, er kann auch ohrfeigen.» Allerdings gab es dafür eine Strafe. Der »Geist« mußte acht Tage eingesperrt sitzen, denn zu dieser Zeit wurden die Schauspieler nicht mit Geldstrafen, wie heute, sondern noch mit Freiheitsstrafen belegt. Auch Goethe war als Theaterdirektor bekannt dafür, daß er gerne Freiheitsstrafen austeilte für Undiszipliniertheiten.

Mit zu den ältesten Fragen aus dem Publikum gehört die: «Wird richtig geküßt auf der Bühne?» Darauf gibt es keine eindeutige Antwort. Manchmal ja, manchmal nein. Emil Devrient, der berühmte Dresdener Hoftheaterschauspieler, mußte einmal eine Geldstrafe zahlen, weil er seine Partnerin richtig geküßt hatte. Das war allerdings um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Inzwischen spielt man möglichst natürlich Theater, und ein Romeo wird wahrscheinlich seiner Julia keinen richtigen Theaterkuß geben. Muß allerdings ein Komiker oder Charakterdarsteller mit Bart oder Schnurrbart Küsse verteilen, dann dürfte die echte Leidenschaft seiner Partnerin vergehen bei dem intensiven Geruch von Mastix, womit der Bart angeklebt ist.

Auch, ob richtig gegessen wird, wenn man auf der Bühne gedeckte Tische sieht, ist eine alte Frage. Und auch das heißt die Antwort: manchmal ja, manchmal nein. Das hängt vom Direktor ab, und der Direktor wird sagen, das hängt vom Geschäft ab. Jedenfalls wird richtiger Alkohol fast nie gegeben, sondern statt Wein entweder Himbeerlimonade oder Tee, ebenso für Sekt. Als sich einmal eine Schauspielerin darüber beklagte, daß sie nicht in Stimmung kommen könne, wenn sie Tee statt Wein trinken müsse, antwortete der Direktor, sie verlange ja auch kein richtiges Gift, wenn es vorgeschrieben sei.

Ihre Hand zitterte, als sie das Radio durchdrehte. Musiktröne, abgerissene Stimmenetzen, eine heisere Altstimme, ein Ansager spricht über Zigaretten. Noch nichts. Noch keine Nachricht...

Zwei Monate später war sie gegangen. Nicht Bobs wegen. Sie hat Bob um diese Zeit schon gekannt. Aber sie hat ihn nicht geliebt. Sie hat Jimmy verlassen, um nicht immer einsam zu sein. Er ist ihr nicht nachgekommen. Er hat immer getan, was sie wollte. Aber sie haben ihr erzählt, daß er ein paar Tage getrunken hat und wie ein Geist durch die Straßen gelaufen ist. Er hat sich dann um den Posten auf dem europäischen Kriegsschauplatz beworben. Und sie — sie hat die Schuld daran. Sie hat die Schuld, daß er jetzt, in dieser Sekunde vielleicht nicht mehr —

Und heute wird sie Bob heiraten. Das Radio schweigt wieder eine halbe Sekunde lang. Und dann kommt die Stimme, die atemlose, gehetzte Stimme.

«Das amerikanische Konsulat in Cobh, Irland, meldet soeben, daß alle amerikanischen Passagiere gerettet wurden. Vier von ihnen, die leicht verletzt wurden, sind auf dem Konsulat untergebracht. Darunter befindet sich auch der amerikanische Korrespondent Jimmy Webb.»

Jimmy lebt! Sie spürt, wie ihr Herz aussetzt. Jimmy ist am Leben. Der Himmel war gnädig. Er hat Jimmy nicht in den Tod gehetzt.

Zwei Uhr auf der kleinen Nickeluhr über dem Kamin. Bob wird warten. Höchste Zeit. Es tut ihr leid. Aber ihr Entschluß steht fest.

Sie steht langsam auf, geht zum Telefonapparat. Eine Sekunde zögert sie, dann dreht ihre Hand eine Nummer.

«Ausland-Verbindung? Ich möchte Cobh. Ja, Cobh, Irland. Das amerikanische Konsulat. Mr. Jimmy Webb. ... Wie lange, eine Stunde? Oh, ich werde warten. Ich werde von jetzt ab immer auf Jimmy warten.»

Am amüsantesten sind die Geschichten aus der Zeit der Wandertuppen, der sogenannten »Schmierens«. Aus dieser Zeit stammt auch das Wort: «Wäsche weg, die Komödianten kommen.» Und dann kamen die Komödianten im Leiterwagen an, schon in den Kostümen, führen durch den Ort und riefen dazu Lobpreisungen über das Stück, das am Abend gegeben werden wollte, unter die Menge. Es mußte natürlich ein bißchen dick aufgetragen werden, um das Publikum anzulocken.

Wie der Geschmack damals war, das zeigen die alten Theaterzettel: «Der blutige Pantoffel hinter der Kirchhofsmauer», Drama in drei Akten mit zehn Leichen. «Es wird richtig gegessen auf der Bühne.» Das war auch eine besondere Attraktion. Eintrittspreise waren entweder in bar oder aber auch in Naturalien zu bezahlen. Erster Platz kostete eine Wurst von 30 Centimeter Länge, zweiter Platz kostete ein Dutzend Eier usw.

Knapp und bündig sind auch die Anweisungen für die Kostümierung bei dieser Art Wanderschmierens gewesen. Am beliebtesten waren Stücke, die in römischen Trachten spielten; da konnte man einfach Leintücher als Toga verarbeiten. Für die Fußbekleidung gilt der Satz: «Vor Christi Geburt Sandalen, nach Christi Geburt Ritterstiefel.»

Auch mit der Besetzung war es manchmal schwer. Waren die Stücke sehr personenreich, dann wurden erst einmal einige »gemordet«. So trat statt des Attinghausen im »Tell« einfach Walter Fürst auf mit einem Brief in der Hand und sagt: «Da hat mir Attinghausen geschrieben...»

Oder es werden die »Räuber« gegeben, und da das ganze männliche Personal bereits Rollen spielen muß, bleibt niemand mehr für den Diener Hermann. Kurz entschlossen macht man aus dem Hermann eine Hermine, und in Abänderung des Schillerschen Textes muß der alte Moor sagen: «Bist du es, Hermine, meine Dohle?»

Immer und immer war alles, was mit dem Theater zusammenhing, dem Publikum interessant. Jeder Mensch sehnt sich manchmal danach, Theater zu spielen, und weil die meisten diesem Wunsch nie nachleben können, so interessieren sie sich wenigstens für alles, was damit zusammenhängt. Waren die Zeiten schlecht oder kritisch, so tauchte immer die Vermutung auf: Das Theater ist erledigt, es geht unter. Und doch besteht es schon weit über zweitausend Jahre und wird auch bestehen, solange es Menschen geben wird.